



Die Belagerung
von Bernau

Pendraxa

Die Belagerung von Bernau

Die gestrige Nacht endete für Gunther in einer Seitengasse, in der er sein Lager aufgeschlagen hatte. Es war nicht das erste Mal, dass er seine letzte Münze bei einem Spiel verlor und das Gasthaus nicht mehr bezahlen konnte. In einem der kleineren Dörfer, durch die er in letzter Zeit gewandert war, wäre so etwas nicht denkbar gewesen. In so einer großen Stadt wie Bernau scherte es jedoch Niemanden, wenn ein mittelloser Mann sich zum Schlafen eine Gasse wählte. Das Jahr des Herrn 1432 sollte für den Sohn eines Fischers, der in der Welt hinaus zog, endlich zu dem erhofften Glück führen. Doch leider hatte er bisher nur wenig davon bemerkt. Gottes Wege waren schließlich unergründlich.

Laute Schreie und das Wiehern eines Pferdes rissen Gunther aus seinen verworrenen Träumen. Schlaftrunken strich er sich durch das fettige, braune Haar und gähnte. Mit Verwunderung bemerkte er die frühe Stunde, deren Zwielflicht den beginnenden Morgen gerade erst andeutete. Wenn er sich recht entsann, sollte heute der Georgstag gefeiert werden. Festumzüge, Musik und Tanz für das einfache Folk und Ausritte für die Privilegierten, welche ein Pferd ihr Eigen nannten. Doch weder die Zeit noch die Art der Geräusche passten zu einem freudigen Ereignis. Vielmehr vernahm er verärgerte Schreie und wüste Beschimpfungen. Neugierig trat er ans Ende der Gasse und betrachtete die vielen Menschen, die verängstigt und gehetzt aneinander vorbeieilten. Mehrfach konnte Gunther beobachten, wie jemand mit geballter Faust nach einer Person schlug, sie scheinbar nur willkürlich ausgewählt wurde. Diese ungezügelte Aggression, die

von den Menschen Besitz ergriffen hatte, war beinahe physisch greifbar. Er fragte sich, warum dieses Verhalten noch zu keiner Massenschlägerei geführt hatte. Letzten Endes kam er dann zu dem Schluss, dass ein schnellstmögliches Erreichen des jeweiligen Ziels die Leute in Bewegung hielt und ihnen somit einfach keine Zeit für eine Prügelei ließ.

Aus Gewohnheit überprüfte Gunther den Sitz seiner Kleidung und fügte sich dann neugierig in den Strom aus Menschen ein. Mehrfach musste er Schlägen ausweichen, wurde unerwartet angeschrien und immer wieder geschubst. Dabei beobachtete er die Bernauer aufmerksam, um sich aus dem ungewöhnlichen Verhalten einen Reim zu machen. Von den vereinzelt Pferdekarren hielt er sich jedoch möglichst fern. Der Gedanke, bei diesem Durcheinander unter eines der Räder zu geraten, war ihm nicht geheuer.

Ohne ein bestimmtes Ziel ließ er sich vom Strom der Leute mitziehen, der sich größtenteils, langsam aber stetig, in die Richtung des Steintors schob. Je näher die Menge an die Stadtmauer kam, desto auffälliger änderte sich auch ihr Verhalten. Die durchgehend aggressive Stimmung, die sich gegen jeden und alles gerichtet hatte, wurde vielschichtiger. Eine bunte Mischung aus Verwirrung, Wut und Verzweiflung, würde ein oberflächlicher Beobachter sagen. Mit seiner Lebenserfahrung und einem überlebenswichtigen Feingefühl erkannte Gunther hingegen auch die etwas subtileren Anzeichen von unstillbarer Neugier.

Noch bevor Gunther einen Fuß auf den großen Platz vor dem

Steintor setzte, fiel ihm auf, dass dieses geschlossen war. Für gewöhnlich hielten sich hier die neu angekommenen Händler auf, bevor sie entweder zum Marktplatz, oder zur nächsten Stadt weiterzogen. Doch jetzt war der Platz von einer Menschenmasse bevölkert, die von stetig weiter Hinzukommenden unerbittlich nach vorn gedrückt wurde. Auch ohne das Ächzen und Stöhnen, sowie den verärgerten Ausrufen hätte jedem klar sein müssen, dass kein Platz für noch mehr Menschen vorhanden war. Dennoch schubsten und drängelten die Leute immer weiter. Dabei schien niemand zu wissen, warum sie ausgerechnet hierher wollten. Sollte es eine Flucht aus der Stadt werden? Wenn ja, warum? Die Erinnerungen an den großen Brand von 1406 waren vielleicht noch vorhanden, jedoch gab es keinerlei Anzeichen, dass ein Feuer ausgebrochen war. Neugierig, warum die Leute ausgerechnet hierher wollten, bahnte sich Gunther, wenn auch etwas subtiler und geschickter, einen Weg durch die Massen. Etwa auf halbem Weg bemerkte er den Mann, der mit wehendem Mantel auf der Stadtmauer stand und beschwichtigend die Hände erhoben hatte. Seine Stimme war gegen das Raunen der vielen Menschen schwer zu verstehen, dennoch gab sich Gunther Mühe, seinen Worten zu lauschen.

»Verehrte Bürger. Wie den meisten bereits zu Ohren gekommen sein mag, hat heute Nacht eine Armee der Hussiten vor unserer Stadt ihr Lager aufgeschlagen. Aufgrund von Nachrichten aus anderen Dörfern, die uns in den vergangenen Tagen erreichten, scheinen dies die gleichen Plünderer zu sein, die seit Wochen durch die Lausitz ziehen. Vor wenigen Jahren zogen die Hussiten schon einmal über die Länder und überfielen jedes einzelne Dorf von Torgau bis Leipzig

und brannten dabei einen großen Teil von Altendresden nieder. Das sind ernst zu nehmende, gottlose Bastarde, die einen jeden von uns meucheln würden, der ihnen im Wege steht. Doch bitte verfallt nicht in Panik. Bernau ist umgeben von einer dicken Stadtmauer, die schon die Quitzows nicht überwinden konnten. Des Weiteren verfügen wir über hervorragend ausgebildete Soldaten und gottesfürchtige Bewohner, die sich in der Vergangenheit immer wieder als überaus wehrhaft erwiesen haben. Gemeinsam werden wir die Mauer halten und es diesen Brandschatzern nicht erlauben, einen Fuß in unsere schöne Stadt zu setzen. Ein jeder, der ein Schwert oder einen Bogen führen kann, melde sich bei den Soldaten der Wache und lasse sich einen Platz zuweisen. Alle anderen räumen sofort diesen Platz. Schließt die tapferen Männer in eure Gebete ein und füllt den Klingelstock unserer herrlichen St. Marien Kirche, auf dass uns Gott gewogen sei.«

Nach dem letzten Satz verließ der Bürgermeister die Stadtmauer über eine Leiter und ließ sich von mehreren Soldaten durch die Menge geleiten. Unter dem tosenden Raunen, das anschließend wie ein Wirbelsturm durch die Menge fuhr, befanden sich viele unbeantwortete Fragen. Die Rede hatte die Bewohner aufgewühlt und hinterließ bei vielen eine verwirrende Mischung aus Unsicherheit und Angst. Nur sehr langsam löste sich die Menge auf. Mit hängenden Köpfen und nachdenklichen Mienen verließen ältere Männer sowie Frauen mit ihren Kindern als Erstes den Platz. Die Jüngeren, die eher ein weniger nachdenklich wirkten, zögerten deutlich, bevor sich die meisten dann doch zu einem der Soldaten begaben. Auch Gunther war sich nicht ganz schlüssig, wie genau er

reagieren sollte. Dies war nicht seine Stadt, dennoch war er fürs Erste hier eingesperrt und würde mit den Bewohnern das gleiche Schicksal teilen müssen. Sollte er sich auch bei der Stadtwache melden? Immerhin hatte er noch nie ein Schwert in den Händen gehabt. Angelrute, Netze und Messer waren die einzigen Werkzeuge, mit denen er gut umgehen konnte.

Nach kurzem Zögern, in dem er darüber nachdachte, sich lieber ein Versteck zu suchen, stieß er ein resigniertes Seufzen aus und schlurfte den jüngeren Leuten hinterher. Mehr als wegschicken oder auslachen konnte sie ihn wahrscheinlich ohnehin nicht. Nach längerem Warten, vor ihm hatte sich eine recht große Traube aus Freiwilligen gebildet, stand er vor einem stämmigen Mann in Rüstung, der ihn mit Geringschätzung musterte.

»Könnt ihr ein Schwert führen?«, grummelte ihm eine bassige Stimme entgegen.

»Mitnichten, mein Herr. Meiner sei nur ein einfacher Fischer, dennoch würde ich meine Dienste anbieten.«

»Seht ihr hier vielleicht Fische? Womit könnte einer wie ihr denn der Stadt nützlich sein?«

»Meiner besitze eine gute Menschenkenntnis und ein recht gutes Händchen beim Beschwichtigen eines Streites. Außerdem kann meiner mit anpacken, wo auch immer dies nötig sei.«

Nach einem Moment des Schweigens, in dem Gunther erneut nachdenklich gemustert wurde, richtete der Hauptmann erneut das Wort an ihn. »Wir benötigen noch ein paar tatkräftige Männer, die sich freiwillig vor die Stadttore begeben, um den Hussiten ein Geschenk zu überbringen.«

»Ihr wollt denen ein Geschenk schicken? Wer hat sich denn diesen Irrsinn ausgedacht?«

»Anweisung des Bürgermeisters. Zusammen mit seinen Beratern wurde ein Plan ersonnen, den Angriff auf unsere Stadt zu unterbinden. Wenn ihr helfen wollt, ist das eure Gelegenheit. Andernfalls schwirrt ab und verkriecht euch unter einem Stein.«

»Helfen würde meiner wirklich sehr gerne, nur hängt er auch ziemlich an seinem Leben. Um welches Geschenk handelt es sich denn eigentlich?«

»Es wurde beschlossen, den Hussiten einige unsere Bierfässer zu übergeben. Saufend sollten sie beschäftigt und im besten Fall zu betrunken sein, um auch nur an einen Angriff zu denken. Wollt ihr der Stadt nun behilflich sein, oder nicht, Fischer?«

Gunther haderte mit sich selbst. Ein freiwilliges Besuchen der Angreifer klang alles andere als verlockend. Andererseits könnte dies auch eine Gelegenheit sein, die Stadt zu verlassen und sich in Sicherheit zu begeben. Doch mit leerem Geldbeutel würde er wohl nicht weit kommen. »Sagt, guter Mann, mit welcher Entlohnung kann meiner denn rechnen, wenn er unsere Stadt einen solch gefährlichen Dienst erweise?«

Die Augen des Soldaten verengten sich zu schmalen Schlitzern und erweckten in Gunther den Wunsch, sich auf dem Absatz umzudrehen und das Weite zu suchen. Doch er konnte diesen Drang unterdrücken und schaffte es sogar, ein spitzbübisches Lächeln aufzusetzen.

»Die Stadt bietet dir drei Münzen für deinen Wagemut. Keinen Kreuzer mehr.«

»Meiner hoffe doch sehr, dass euer hier von Goldmünzen rede. Es

sollten doch mindestens Dukaten oder besser noch Bisantii sein, von denen ihr hier redet. Batzen oder etwas noch Geringeres empfände meiner als unzureichend.«

»Gulden. Drei glänzende, rheinische Gulden. Auf eure Hand, nachdem die Fässer abgeliefert wurden. Gebt mir eure Hand darauf oder verschwindet.«

Kurz überlegte Gunther, ob er noch versuchen sollte zu handeln, doch die angespannte Haltung des Hauptmanns ließ ihn den Gedanken schnell wieder verwerfen. Immerhin könnte er von drei Goldmünzen mehrere Tage gut leben. Zumindest so lange er nicht erneut vom Pech beim Spiel verfolgt wurde. Er ergriff die Hand des Hauptmanns, um den Handel zu besiegeln. Erst danach wurde ihm gewahr, dass er das Wort »nachdem« bei der Aussicht auf schnell verdiente Münzen wohl nicht gleich registriert hatte.

Der Soldat zeigte auf eine Gruppe von Menschen, die sich etwa dreißig Schritte von ihnen entfernt befanden.

»Der kräftig gebaute Mann mit der Schürze ist der Wirt des Gasthauses. Meldet euch bei diesem. Solltet ihr mit dem Gedanken spielen, bei diesem ebenfalls nach einer Bezahlung zu fragen, bekommen wir beide Ärger miteinander. Habt ihr das verstanden?« Mit einem knappen »Verstanden« registrierte Gunther die Drohung. Ohne einen weiteren Kommentar näherte er sich den zwanzig Personen, die sich um den Wirt versammelt hatten. Neugierig beäugte er jeden einzelnen, deren bunt gemischtes Äußeres von mottenzerfressenen Lumpen bis zu bestickten Tuniken reichte. Diese hatten ihn ebenfalls bemerkt und ließen ihn nicht aus den Augen. »Dies muss wohl der Ersatz für Hans sein«, schlussfolgerte der Wirt. »Stellt euch zu den Anderen, es dauert nicht mehr lange.«

»Darf meiner die Fragen stellen, wie genau dieses Überbringen ablaufen soll? Diesbezüglich war der Herr Hauptmann sehr ungenau.«

Mit einem genervten Seufzen verdrehte der Wirt die Augen, dann stemmte er die Fäuste in die Seite und begann zu erzählen.

»Bei der Brauerei werden gerade zehn Bierfässer auf Karren verladen. Sobald diese eintreffen, werdet ihr beim Abladen helfen und sobald sich die Stadttore öffnen, rollen immer zwei von euch jeweils ein Fass bis zur Waldgrenze. Dort übergebt ihr diese an die Hussiten und richtet Grüße vom Bürgermeister aus. So euch Gott gewogen sei, wird jeder unversehrt wieder zurückkehren. Zur Sicherheit wurde allen Bogenschützen befohlen, sich auf der Mauer zu positionieren. Dies könnte die Hussiten nicht aufhalten, jedoch womöglich bei der Entscheidung zögern lassen, euch nachzulaufen. Alles verstanden?«

»Warum können die Fässer nicht gleich mit den Karren bis zu den Hussiten gebracht werden?«, warf Gunther neugierig ein.

»Der Braumeister spendet die Bierfässer, wird seine Pferde jedoch auf keinen Fall in die Nähe dieser Räuber lassen. Schon gar nicht am heutigen Georgstag, was erschwerend hinzukommt.«

Bevor Gunther sein Unverständnis in Worte fassen konnte, wurde das Gespräch durch das Eintreffen der ersten Pferdekarren jäh unterbrochen. Zusammen halfen sie dabei, zehn Bierfässer abzuladen. Hintereinander aufgereiht waren diese schließlich vorbereitet, durch das Tor gerollt zu werden. Einer der Soldaten rief das Kommando, die Sicherungsbalken zu entfernen. Kurz darauf schwangen die beiden großen Torflügel des Steintores auf und gaben den Weg nach draußen frei.

Gunther dachte gerade darüber nach, einen der etwas besser

Angezogenen vom letzten Fass wegzuschubsen und seine Position einzunehmen, als sich die Hand des Wirtes fest um seinen Oberarm legte. Halblaut raunte dieser ihm mit Nachdruck zu: »Ihr seid der einzige Freiwillige und scheinst doch nicht nur Stroh im Kopf zu haben. Der Rest sind Taugenichtse und Verbrecher. Schnappt euch gefälligst das erste Fass und führe diesen Abschaum an. Dieses solltet ihr mit Leichtigkeit hinbekommen.«

Erneut betrachtete Gunther den beleibten Mann mit der dreckigen Schürze. Wahrscheinlich musste er seinen ersten Eindruck revidieren. Die hektischen Bewegungen des Mannes sahen auf den ersten Blick nach einer ängstlichen Natur aus. Die kleinen Knopfaugen, die er jetzt aus der Nähe betrachten konnte, deuteten jedoch eher auf einen wachen Geist hin, der möglichst alles immer im Blick halten wollte. Provozierend grinste Gunther ihn an und fragte dann ebenso halblaut: »Was bekomme meiner denn, wenn er sich an euren Plan halte?«

Der Wirt zog die Stirn in Falten, zuckte dann jedoch mit den Schultern.

»Eine Flasche von meinem besten Schnaps soll dir gehören.«

Schweigend nahm Gunther das Angebot mit einem Nicken an und begab sich an die Spitze. Das liegende Fass war in der Mitte einen guten Schritt hoch und wäre alleine wohl ziemlich schwer zu bewegen gewesen. Zu zweit ließ es sich jedoch relativ einfach über den ebenen Boden rollen. Langsam setzte sich die Gruppe in Bewegung und beförderte die zehn Bierfässer durch das Steintor, das hinter ihnen wieder geschlossen und verbarrikadiert wurde.

Nach einigen Schritten schaute Gunther über die Schulter zurück zur

Stadtmauer. Auf dieser waren wirklich viele Bogenschützen zu sehen. Ob diese die Hussiten abschrecken würden, konnte keiner sagen, dennoch waren es beinahe schon beeindruckend viele.

Während er zusammen mit einem älteren Mann in abgewetzter Kleidung sein Fass den Weg entlang rollte, vernahm er von den anderen nur gelegentliches Stöhnen. Ohne den Wunsch, diesen ein Gespräch zu entlocken, konzentrierte er sich auf die Umgebung. Bereits von Weitem konnte er vereinzelte Menschen sehen, die in der Nähe der Waldgrenze standen und sie unablässig beobachteten. Darunter befanden sich auch viele Bogenschützen, die bisher jedoch nicht auf sie angelegt hatten.

Knappe fünfzig Schritte vor der Waldgrenze kam ihnen eine Gruppe von Kriegerern mit gezogenen Waffen entgegen. Ein hochgewachsener Kerl mit Schwert und Kettenhemd trat einen Schritt vor und rief mit grollender Stimme: »Was soll das hier werden?« Keiner in Gunthers Gruppe wollte eine Antwort geben, sodass er sich schließlich dazu gezwungen fühlte, für sie zu sprechen. Erhobenen Hauptes trat Gunther dem Mann einen Schritt entgegen.

»Dies sei ein Geschenk der Stadt. Bernau sei für das beste Bier weit und breit bekannt und der Bürgermeister persönlich bat darum, euch eine Kostprobe als Geschenk zu überreichen, damit ihr euch selbst davon überzeugen könnt.«

Skeptisch beäugten die Hussiten die Fässer und verteilten sich, mit aufmerksamer Miene, um die Gruppe.

»Der Inhalt könnte vergiftet sein. Warum sollten wir davon probieren?«, fragte der Redner in Gunthers Richtung, während seine

Männer ein grimmiges Lachen anstimmten.

»Mit Freuden würde meiner einen Schluck aus jedem der Fässer probieren. Es wäre sogar eine Ehre, zusammen mit den berüchtigten Hussiten zu saufen«, entwich es Gunther hochtrabend, der seine Nervosität hinter einem breiten Grinsen zu verstecken suchte.

»Und diese Halsabschneider und Gauner, die vor Angst den Mund nicht aufbekommen?«

»Schaut euch diese Männer doch einmal an. Das sind arme Leute, die sich freiwillig zu dieser Aufgabe gemeldet haben, um ein Almosen für ihre Familien zu verdienen. Wollt ihr über ihre Lebensgeschichten sprechen oder sollte nicht vielmehr dieser herrliche Gerstensaft in Strömen fließen?«

»Ihr seid ziemlich frech, aber auch recht redegewandt. Was habt ihr angestellt, dass ihr zum Rollen eines Fasses abkommandiert wurdet?«

»Mitnichten wurde meiner gezwungen. Er habe sich freiwillig angeboten ...«

Ein Faustschlag in Gunthers Gesicht brachte diesen zum Verstummen.

»Lügen kann ich gar nicht leiden. Also, ich frage noch einmal, was ist dein Verbrechen?«

Beide Hände gegen die Nase drückend, musste Gunther gegen die Tränen kämpfen, die ihm dieser Schlag in die Augen getrieben hatte. Leicht desorientiert bemühte er sich, seine Worte ordentlich aneinander zu reihen.

»Es gab gestern einen kleinen Zwischenfall im Gasthaus. Das ein oder andere Bier war zu viel, die falschen Worte zur falschen Zeit und plötzlich lag ein Soldat auf dem Boden. Man warf meiner vor, dafür

verantwortlich zu sein, was jedoch nicht stimmen könnte. Am Ende der Diskussion war es der Soldat, dessen Worten man Glauben schenkte. Und so hatte man meiner vor die Wahl gestellt, ein Fass zu den Hussiten zu rollen oder einige Zeit im Kerker zu verbringen. Die Entscheidung war nicht sonderlich schwer gewesen.«

»Diese Geschichte klingt glaubwürdiger. Ein Trunkenbold und Schwätzer.« Der hochgewachsene Kerl, der hier scheinbar etwas mehr zu sagen hatte, tätigte eine Handbewegung, woraufhin die restlichen Krieger ihre Waffen wegsteckten. Anschließend schubsten sie die eingeschüchterten Bernauer beiseite und rollten die Fässer weiter in Richtung Wald.

»Warum sollte ich euch gehen lassen?«, fragte der Anführer der Truppe, der Gunther weiterhin nicht aus den Augen ließ. »Ihr steht auf der Seite, die uns später bekämpfen wird.«

»Falls es Euch bislang nicht aufgefallen sein sollte, meiner taue nicht zum Kämpfen. Weder kann der meinige mit dem Schwert noch mit dem Bogen umgehen. Im Vernichten von Bier und beim Verlieren von Geld im Glücksspiel sei meiner Recht gut. Doch dies scheinen keine Qualitäten zu sein, die momentan gefragt sind. Ihr habt das Wort eines gottesfürchtigen Mannes, dass er niemals zur Waffe greifen und sich von jedem Schlachtfeld fernhalten wird.«

Gunthers Worte waren aufrichtig. Ob es jedoch seine Ehrlichkeit oder die unschuldig dreinblickende Miene war, die sein Gegenüber zum Lachen veranlasste, konnte er nicht sagen.

»Nun verschwinde schon, bevor meiner sich dies anders überlegt. Nimm die traurigen Gestalten mit, bevor meine Bogenschützen diese noch für hässliche Zielscheiben halten.«

Mit einem flauen Gefühl im Magen deutete Gunther eine Verbeugung

an und wendete sich von dem Hussiten ab. Mit einer Armbewegung, die an das Verscheuchen von unerwünschtem Vieh erinnerte, forderte er die Halunken auf, sich in Bewegung zu setzen. Ohne zu zögern, drehten diese sich um und rannten in Richtung Stadt. Der Gedanke, den unredlichen Hussiten den Rücken zuzuwenden, ließ auch Gunther seine Schritte beschleunigen. Angespannt und mit einem flauen Gefühl im Magen biss er sich auf die Lippen und rannte, so schnell ihn seine Füße tragen wollten. Der Weg zurück schien unerträglich lange zu dauern, wobei er jeden Augenblick mit einem Pfeil im Rücken rechnete.

Unerwarteterweise, wenn auch sehr erleichtert, kam die gesamte Gruppe unbeschadet beim Steintor an und wurde auch wieder in die Stadt gelassen. Noch bevor alles ordnungsmäßig verbarrikadiert war, hatte sich Gunther bereits ein Stück zur Seite begeben, um sich mit geschlossenen Augen an die Stadtmauer zu lehnen. Er war aufgewühlt, spürte die Last der vergangenen Situation, die schwer auf seinen Schultern lag und ihn langsam an der Mauer hinabrutschen ließ. Es gab schon viele, brenzlige Situationen in seinem Leben, und des Öfteren hatte er Prügel einstecken müssen. Doch dieses Gefühl, dem grinsenden Tod direkt ins Antlitz zu schauen, jeden Augenblick sinnlos ausgelöscht zu werden, hatte ihm stärker zugesetzt, als er es für möglich gehalten hätte.

»Solch ein Irrsinn«, schimpfte er schließlich leise vor sich hin. »Sich für läppische 3 Gulden in eine solche Gefahr zu begeben. Welch Irrsinn hatte in diesem Augenblick Besitz von mir ergriffen?«

Sein Haupt schüttelnd, entwich ihm ein leises Lachen, dem kein bisschen Freude anhaftete. Eine ganze Weile saß Gunther an dieser Stelle, bis sich ihm etwas aufdrängte, das ihn beunruhigte. Etwas

stimmte hier nicht, war anders als zuvor. Sich neugierig umschauend, erhob er sich. Es dauerte keinen Wimpernschlag, bis er die Quelle seines Unbehagens gefunden hatte. Es war diese unheimliche Stille, die von der Stadt Besitz ergriffen hatte. Nach Sonnenaufgang war Bernau fast immer von Radau erfüllt. Die Rufe der Händler, das Krakeelen von Kindern, das Klappern von Rädern und Hufen sowie Stimmen von vielen, normalen Leuten, die sich bei diesem Lärm versuchten zu unterhalten. Das alles war nicht vorhanden, schien nicht mehr zu existieren. Eine unheilschwangere Stille hatte sich wie ein Leichentuch über Bernau gelegt.

Die Erkenntnis, woher seine Unruhe stammte, half Gunther nicht dabei, sich wohler zu fühlen. Auf der Mauer sah er Soldaten und Freiwillige, Seite an Seite Ausschau haltend. Auf dem Platz standen nur noch vereinzelte kleine Gruppen bewaffneter Bürger, deren Körpersprache signalisierte, dass ihnen die Situation ebenfalls Unbehagen bereitete. Doch selbst von diesen erklang kein Laut, weder eine Unterhaltung noch ein geflüstertes Wort.

Gunther hielt Ausschau nach dem Hauptmann, der ihm die drei Münzen versprochen hatte, konnte diesen jedoch nirgends sehen. Er würde wohl später noch mal nach seinem Lohn fragen müssen. Missmutig machte er sich trotzdem auf den Weg zum Gasthaus. Wenngleich er sich nichts zu trinken leisten konnte, so war doch alles besser, als hierzubleiben und sich der Stimmung dieses Platzes hinzugeben.

Auf den ersten Blick wirkten die Wege fast wie ausgestorben. Mehrfach überkam ihn das unangenehme Gefühl, verstohlen durch

Fenster oder halb geöffnete Türen beobachtet zu werden, obwohl sich niemand zu erkennen gab. Die wenigen Personen, denen er unterwegs begegnete, benahmen sich selbst für Bernauer Verhältnisse recht sonderbar. Darunter war eine Frau, die scheinbar ihren gesamten Hausstand mit einem Mal transportieren wollte. Mit mehreren Säcken und Bündeln beladen setzte sie stöhnend und ächzend einen Fuß vor den anderen, während drei Kinder versuchten, mit ihr Schritt zu halten. Diese trugen ebenfalls mehrere Säcke, was ihnen eindeutig zu schaffen machte. Gunther konnte sich nicht vorstellen, wohin sie damit wollte, zumal die Stadt momentan abgeriegelt war. Auch wenn das nicht so wäre, würde sie, oder eines der Kinder, wohl schon nach kurzer Zeit unter der Last zusammenbrechen. Vor einem Haus saß ein älteres Pärchen auf einer Decke, die zur Hälfte auch auf dem Kopfsteinpflaster lag. Die glasigen Augen der beiden wirkten abwesend, während ihre Blicke auf einen Punkt jenseits dieser Welt gerichtet waren. Obwohl sie sich bei den Händen hielten, drängte sich Gunther das Gefühl der Trostlosigkeit auf. Er konnte nicht anders, als beschämt seinen Blick abzuwenden. In einem Durchgang, an dem er vorbeilief, standen drei junge Männer, die einen älteren Mann bedrängten. Nach ihren Worten würden sie diesen auf der Stelle erschlagen, sollte er ihnen nicht freiwillig all seine Besitztümer übergeben. Ohne langsamer zu werden, ging Gunther weiter. Auch wenn ihm die Situation missfiel, konnte er doch nichts daran ändern. Leise formuliere er ein Gebet für den Alten; möge er glimpflich aus dieser Situation entkommen.

Gunthers Eindrücke von der Stadt waren nicht nur ernüchternd, sie waren regelrecht erschreckend. Er hätte nicht gedacht, dass die

Aussicht auf einen Angriff die Menschen dermaßen durcheinander bringen würde. Die Stadtmauer war bisher von keinem Feind überwunden worden, und doch reichte allein der Gedanke daran aus, um die Bevölkerung gegeneinander aufzubringen. Wer sich nicht schlotternd vor Angst verkroch, wandte sich Wut und Zorn zu oder gab sein Leben einfach auf. Die Abberufung der Soldaten, die normalerweise für Ordnung sorgten, sahen Diebe und Gauner scheinbar als Freibrief an, sich an jenen zu bereichern, die sich nicht selbst schützen konnten.

Vielleicht hatte Gunther einfach nur Glück, bei dem Gasthaus anzukommen, ohne von einem Gauner behelligt zu werden. Andererseits sah er nicht gerade nach jemandem aus, der Geld in den Taschen hatte. Falls dieses momentan überhaupt noch einen Unterschied machte.

Vorsichtig schaute er zuerst in den Schankraum und beobachtete die Kunden. Vielleicht machte ihn die Stadt langsam paranoid. Doch etwas auf der Hut zu sein, könnte einem auch das Leben retten. Zumindest hatte er diese Erfahrungen schon gemacht. Da er keine Anzeichen einer Gefahr wahrnahm, betrat er das Haus. Nicht ein Gesicht, nicht einmal der Gastwirt, der reglos hinter dem Tresen stand, schaute ihn an, als er eintrat.

Der Schankraum war vollkommen überfüllt. Neben den Plätzen, an denen sich die meisten schweigend an ihre Tonbecher klammerten, waren auch alle Gänge und Ecken mit Leuten zugestellt. Die allgemeine Stille war ähnlich wie jene auf dem Platz, auch wenn hier zumindest vereinzelt miteinander getuschelt wurde. Die Ähnlichkeit

mit einer Beerdigung war dennoch nicht von der Hand zu weisen. Ohne etwas zu sagen, drängelte sich Gunther an den Herumstehenden vorbei, um zum Tresen zu gelangen. Mit müder Resignation betrachtete ihn der Wirt kurz, griff nach einem Becher mit Bier und stellte diesen kommentarlos vor Gunther hin. Unsicher, ob der Becher wirklich für ihn war, nahm er diesen erst einmal nur in die Hand. Als es keinen Protest gab, nahm er einen großen Schluck. Bitter und kräftig rann der Gerstensaft seine Kehle hinunter. Unbewusst entwich ihm ein wohliges Seufzen. Mit einem zweiten Schluck leerte er den Becher und ließ sich diesem vom Wirt, der auch weiterhin nicht nach einer Bezahlung fragte, erneut auffüllen. Seine Stimmung hob sich schlagartig wieder an. Seine Angst bei dem Rückweg zur Stadt und der Ärger über den Hauptmann verschwand für eine Weile aus seinen Gedanken.

Gunther blieb beim Tresen stehen, während er aufmerksam die Leute beobachtete. Nach einiger Zeit schnappte er ein gewispertes Gespräch darüber auf, wie sinnlos es doch wäre, sich den Soldaten an der Mauer anzuschließen. Lieber sollte sich doch jeder ein stabiles Haus mit Keller suchen und sich darin verbarrikadieren. Belustigt mischte sich Gunther schließlich in das Gespräch ein.

»Wenn es 5000 Hussiten über die Mauer schaffen, wie lange hält dann wohl ein einziges Haus stand?« Die Gesichter der beiden wendeten sich ihm zu und beäugten den Unbekannten mit abschätzendem Blick.

»Entschuldigt. Meiner wollte damit nur sagen, dass ein einzelnes Haus etwas von einem Gefängnis haben kann. Außerdem ist es ziemlich beengt und fängt leicht Feuer. Wenn plötzlich ein Dutzend Krieger vor der Haustür steht, die jeden in dem Haus abschlachten

wollen, dann habt ihr so richtig verloren.«

Für einen Augenblick dachte Gunther, die beiden würden sich von den Bänken erheben und ihm ihre Krüge über den Kopf ziehen. Doch nach einem kurzen, unangenehmen Schweigen seufzten die beiden nur. Missmutig nickend schauten beide nur stumm auf den Tisch.

»Ziemlich deprimierende Truppe«, dachte sich Gunther. »Ob die hier immer noch herumhängen würden, wenn an der Mauer die Schlacht tobt? Auf eine gewisse Weise ist das ziemlich traurig.«

Woher sein unterschwelliger Wunsch kam, die Leute aus ihrer Lethargie zu reißen, konnte er nicht genau sagen. Er hatte einfach das Gefühl, etwas gegen diese trostlose Stimmung unternehmen zu müssen. Sich ein paar Worte zurechtlegend, holte er tief Luft. Dann begann er mit lauter, deutlicher Stimme zu sprechen.

»Noch befindet sich keiner dieser Hussiten in der Stadt. Wisst ihr auch, warum? Das kann meiner euch verraten, denn die sitzen alle noch in ihrem Lager und besaufen sich an dem Bernauer Bier, das ihnen vorhin übergeben wurde. Wenn diese Verbrecher jedoch den Entschluss fassen sollten, diese wunderbare Stadt anzugreifen, dann werden sie das im betrunkenen Zustand tun. Die wenigsten werden ihre Schwerter und Bögen noch richtig führen können, was es ihnen erschweren sollte, die Stadtmauer zu überwinden.« Gunther schaute die Leute an und wartete darauf, dass die Informationen auch wirklich bei ihnen ankamen. Erst als er vermehrtes, zustimmendes Nicken und Gemurmel vernahm, fuhr er fort.

»Das Einzige, was dieses gottlose Pack noch gefährlich macht, ist ihre große Anzahl. Aber da macht sich meiner überhaupt keine Sorgen. Denn schließlich leben hier so viele, wehrhafte Bernauer, dass nicht mal alle auf die Mauer passen würden. Jeder sollte sich

rechtzeitig einen guten Platz sichern, um später seinen Kindern davon zu erzählen, wie es war, als die Bernauer Bürger den Hussiten die Stirn boten. Wie sieht es bei euch aus? Treten wir diesen betrunkenen Brandschatzern gemeinsam in den Hintern?«

Aus mehreren Mündern erscholl fast zeitgleich ein kämpferisches »Ja«.

»Jeder kann etwas tun. Nicht nur Männer, die mit Bögen und Schwertern umgehen können, werden gebraucht. Immerhin müssen auch Leitern umgestoßen und Steine geworfen werden. Jeder sollte sich bei den Soldaten melden und seinen Teil an der Verteidigung der Stadt leisten. Nicht, dass einer noch den ganzen Spaß verpasst, während er über seinem Becher hängt.«

Gunthers Rage, in die er sich selbst hineingeredet hatte, sprang wie ein kämpferischer Funke von Person zu Person. Erst standen nur eine Handvoll Leute auf, doch dann folgten ihnen weitere, bis schließlich niemand mehr auf seinem Platz saß. Vollen Mutes erhoben alle ihre Fäuste.

»Das ist mal wieder typisch«, mischte sich schließlich eine Schankmaid in das Gespräch ein. »Die Männer rennen freudestrahlend in einen Kampf und wer muss hinterher alles wieder aufräumen?«

»Wie meint ihr das, gute Frau?«, fragte Gunther verwundert.

»Ihr schildert diesen Kampf, als wenn dieser etwas Großartiges wäre. Dabei sterben jedoch Menschen. Was ist mit den Frauen, deren Männer nicht zurückkehren? Habt ihr mal an die ganzen Witwen gedacht und wie sie es schaffen sollen, ihre Kinder zu ernähren?«

Kurz musste Gunther überlegen, was er darauf erwidern sollte.

Schließlich fragte er das Erstbeste, das ihm in den Sinn kam.

»Was wäre denn eurer Meinung nach die beste Möglichkeit, die Plünderer vom Erobern der Stadt abzuhalten und dabei so wenig Männer, wie irgend möglich, zu verlieren?«

Etwas überrumpelt, da sie nicht erwartet hatte, um ihre Meinung gebeten zu werden, musterte ihn die stämmige Frau mittleren Alters einen Augenblick argwöhnisch. Dann breitete sich ein grimmiges Grinsen auf ihrem Gesicht aus. »Schüttet über jeden, der unserer Stadt zu nahe kommt, einen Eimer mit heißem Brei aus. Dann kommen die gar nicht erst auf die Stadtmauer. Drüben in der Brauerei hat sich mein Ehemann schon oft die Hände verbrannt, wenn er wieder mal zu ungeduldig war und den matschigen Treber zu früh entfernen wollte. Wir müssten das Zeug nur so richtig heiß machen, dann können diese Hussiten ihr blaues Wunder erleben. Wenn die schon unser Bier saufen, können wir ihnen doch auch noch was von dem Treber spendieren.«

Viele Köpfe nickten zustimmend und ein verhaltenes Bekunden, dass dieses eine vortreffliche Idee sei, erfüllten den Raum. Selbst für Gunther, der vom Bierbrauen keine Ahnung hatte, klang dies nach einem guten Vorschlag. Jetzt müsste er die Leute nur noch dazu bringen, dies auch zu verwirklichen.

»Die Soldaten mögen gut ausgebildet sein, doch es sind die Bewohner, die stets die besten Ideen haben. Herr Wirt? Warum nehmt ihr euch nicht ein paar Männer und Frauen, um diesen Matsch aus der Brauerei zu holen und zum Steintor zu bringen?«

Für einen Moment wurde es leise im Schankraum des Gasthauses. Alle Blicke richteten sich auf den Wirt, der seine Augen niedergeschlagen hatte und keinerlei Anstalten machte, darauf zu reagieren. Gunther war sich sicher, dass all seine Bemühungen, die

Leute zur Verteidigung der Stadt zu motivieren, jetzt ausschließlich von der Reaktion des Wirtes abhing. Die verstreichenden Sekunden schienen ewig zu dauern. Als die ersten Leute verunsichert zu tuscheln begannen, streifte sich der Wirt schließlich seine Schürze ab und legte sie kommentarlos auf den Tresen. Ohne etwas zu sagen, griff er nach einer versiegelten Flasche und ging langsam auf Gunther zu, bis er ihm aus weniger als einem Schritt Entfernung in die Augen schauen konnte. Nach einem kurzen Schnaufen, das eher amüsiert klang, drückte er Gunther dann die Flasche gegen die Brust. »Mein bester Schnaps, wie vereinbart«, grollte ihm der Wirt entgegen, bevor er sich an die Leute wandte. »Ihr habt den Mann gehört. Bis auf Marie und euch acht«, wobei er auf einen der Tische zeigte, »machen sich jetzt alle, die hier noch einmal bedient werden möchten, auf den Weg, um an jede Haustür zu klopfen. Sagt den Leuten, dass wir ihre Töpfe und Pfannen sowie alles überschüssige Feuerholz benötigen. Lasst alles zum Steintor bringen. Ihr könnt gerne erwähnen, in wessen Auftrag ihr handelt. Nehmt noch einen Schluck und dann raus hier.« Der letzte Teil entfuhr ihm ziemlich barsch, was seine Wirkung nicht verfehlte. Murrend und tuschelnd verließ einer nach dem anderen das Gasthaus.

Mit ruhiger Stimme wendete sich der Wirt dann an Gunter. »Meiner kümmert sich jetzt darum, dass der Treber zur Mauer befördert wird. Ihr hingegen begeben euch umgehend zum Steintor. Sucht den Hauptmann und erklärt ihm, was wir vorhaben. Er muss das verstehen, damit die Feuer an den Stellen errichtet werden, an denen auch Leitern hinauf zur Mauer angelegt werden können. Außerdem soll er schon mal ein paar Soldaten darauf vorbereiten, den Angreifern mit heißem Brei das Erobern unserer Stadt unmöglich zu

machen.«

Mit einem »Aber ...« setzte Gunther zu einer unsicheren Erwiderung an, wurde jedoch sofort unterbrochen.

»Was steht ihr hier noch herum? War diese Rede über das gemeinsame Verteidigen der Stadt nun ernst gemeint oder nur eine Lüge?«

»Nein, das nicht«, stammelte Gunther. Die Leute zu motivieren war eine Sache, sich jedoch in die Planung einzubringen, selbst etwas zu organisieren, war für ihn etwas völlig Unbekanntes. Verantwortung zu übernehmen, war eindeutig nicht seine Stärke. Der bohrende Blick des Wirtes, die grimmig verengten Augen der Schankmaid und die fragenden Gesichtsausdrücke der restlichen Personen lagen wie Steine auf seinen Schultern. Liebend gerne hätte er sie belogen, alle Verantwortung von sich abgestreift und wäre seiner Wege gezogen. Doch diese Personen, die wie selbstverständlich von ihm erwarteten, sich in diese Gemeinschaft einzufügen, sich um etwas Nützliches für die Zukunft der Stadt zu kümmern, verunsicherten ihn. Zwiegespalten haderte er mit einer Antwort, während ihm sein Unbehagen wohl deutlich ins Gesicht geschrieben stand. Erneut richtete der Wirt das Wort an ihn, dieses Mal jedoch mit verständnisvoller, ruhiger Stimme. »Ihr wärt nicht der Erste, der Angst vor Verantwortung zeigt. Doch meiner ist sich ziemlich sicher, dass ihr das hinbekommt. Falls ein Ansporn nötig sei, wird euch meiner gerne eine Schlafgelegenheit für die nächsten Tage zur Verfügung stellen.«

Gunther konnte nicht sagen, was dieser Mann an sich hatte, dass er dessen Anweisung tatsächlich in Erwägung zog. War es nur der Wunsch nach Anerkennung oder vielleicht dieses familiäre Verhalten, das dieser an den Tag legte? Hatte er sich nicht geschworen, sich

nicht mehr in andere Angelegenheiten einzumischen, da dieses immer nur zu Ärger führte? Belustigt schüttelte er den Kopf und seufzte anschließend resignierend.

»Einverstanden. Ich werde den Hauptmann suchen.«

Erneut betrat Gunther den Platz vor dem Steintor, der ihm mit seiner Stille und Leere auch weiterhin das Gefühl von Trostlosigkeit vermittelte. Dieses Mal ließ er sich davon jedoch nicht beirren und lief zügig zu den Soldaten am Tor. Noch bevor er sich nach dem Hauptmann erkundigen konnte, vernahm er bereits dessen markante Stimme. Dieser war gerade dabei, seinen Männern etwas über Mut, Tapferkeit und Selbstaufopferung zu erzählen. Den Gesichtern der Soldaten zufolge hatte er damit jedoch nicht allzu viel Erfolg. Geduldig wartete Gunther das Ende der Rede ab und schob sich dann an einigen Leuten vorbei, bis er direkt neben dem Hauptmann stand.

»Schön, euch hier anzutreffen«, eröffnete Gunther das Gespräch und machte sich auf alles Mögliche gefasst. Mit den eingefallenen Augen und einem Gesichtsausdruck, der an Verzweiflung erinnerte, hatte er jedoch nicht gerechnet.

»Meiner habe unser Gespräch nicht vergessen«, erklang die müde Erwiderung. »Wartet noch ein paar Minuten, dann erhaltet ihr die versprochenen Münzen.«

»Dies war nur einer der Gründe, weswegen meiner euch gesucht hat«, unterbreitete Gunther ihm mit einem spitzbübischen Grinsen.

»Das andere sei eine Information, die euch gefallen könnte.

Kurzfristig vielleicht noch mehr Arbeit, doch die Moral eurer Leute sollte sich dadurch um einiges verbessern.«

Der Hauptmann wirkte anfangs nicht sehr begeistert. Er musste sich um so viele Dinge gleichzeitig kümmern und hatte viel zu wenig Zeit dafür. Dennoch hörte er Gunther aufmerksam zu und je mehr dieser von dem Plan berichtete, der im Gasthaus Gestalt angenommen hatte, desto mehr hellte sich seine Stimmung auf. Am Ende der Erzählung schaute er Gunther lange mit einem nachdenklichen Ausdruck an.

»Meine Soldaten sollen also die besten Orte für Feuerstellen bestimmen, Leitern organisieren und einfachen Leuten beibringen, wie sie heißes Zeug auf anstürmende Hussiten schütten?«

»So hatten wir uns das gedacht. Das sollte doch eine gute Verbesserung der Verteidigung darstellen, meint ihr nicht?«

»Fürwahr, dies könnte funktionieren. Es müsste allerdings einiges beschafft und organisiert werden, während wir gleichzeitig darauf vorbereitet sein müssen, jeden Augenblick angegriffen zu werden.«

Kurz schien der Mann über etwas zu grübeln, dann zeichnete sich ein schiefes Lächeln auf seinen Lippen ab. »Euch werden vier Soldaten zur Verfügung gestellt. Gemeinsam werdet ihr euch darum kümmern. Momentan sei leider noch kein Strom aus wehrhaften Bewohnern zu sehen. Vielleicht brauchen diese jedoch nur etwas länger.«

»Das halte meiner für keine gute ...«, entwich es Gunther, während er die Hände entschuldigend nach oben hielt und einen Schritt rückwärts ging.

»Als Hauptmann obliegt mir das Kommando. Ihr tut, was euch befohlen wird. Andernfalls wird dafür gesorgt, dass jemand euch in einem dunklen Loch verschwinden lässt. Habt ihr verstanden?«, bellte ihn der Hauptmann mit unerwarteter Schärfe an.

Der Widerspruch blieb Gunther im Halse stecken. Genau wie schon

zuvor wurde er in etwas hineingezogen, das er nicht wollte. Doch wie schon im Gasthaus schienen die Umstände ihm nur wenig Auswahl zu lassen. Er hatte keinerlei Zweifel, dass er sich in einem Kerker oder schlimmeren wiederfinden würde, sollte er nicht zumindest versuchen, diese Aufgabe zu übernehmen.

Mit vier Soldaten, die alle um einiges jünger als er selbst waren, organisierte er schließlich die Bernauer, die nur kurze Zeit später begannen, auf den Platz zu stürmen. Jeder von ihnen brachte etwas mit, trug den Wunsch in sich, die Stadt zu verteidigen und die Stadtmauer nicht länger als ein einengendes Gefängnis, sondern weit mehr als das zu sehen, was sie eigentlich war: ein Schutzwall vor Banditen, Verderbnis und dem Tod.

Als die Hussiten am frühen Abend des gleichen Tages beschlossen, mit erhobenem Schwert und gespanntem Bogen die Stadt anzugreifen, waren die Bernauer bereit. Mit Pfeilen, Steinen, Stahl und heißem Brei verteidigten sie mit Inbrunst Ihre Stadt. Verluste gab es auf beiden Seiten, doch was viel wichtiger war: Kein einziger dieser Hussiten hatte es geschafft, auch nur einen Fuß in die Stadt zu setzen.

Ende

Anmerkung des Autors:

Der Charakter des Gunthers ist frei erfunden und es hat diesen oder einen ähnlichen Menschen wahrscheinlich nie gegeben. Bekannt ist jedoch, dass die bis dahin unbesiegten Religionskrieger (Hussiten) die Belagerung der Stadt Bernau am 24.04.1432 aufgeben mussten. Da die meisten Aufzeichnungen über den Vorfall im großen Feuer

von 1484 verbrannten, ist nicht ganz eindeutig, wie genau dies geschehen konnte. Zum einen sagt der Volksmund, dass die Herausgabe des Bernauer Biers die Hussiten milde gestimmt habe und sie deswegen davon absahen, die Stadt anzugreifen. Eine andere Legende besagt, dass die Bernauer Männer und Frauen den ersten Angriff der Hussiten mit heißem Brei und heißer Suppe zurückschlagen konnten. Laut einer Annahme fehlte es den Hussiten an Ausrüstung für eine längere Belagerung, weswegen sie unverrichteter Dinge von dannen zogen. Der genannte „Brei“ sollte übrigens wirklich ein Rückstand aus der Brauerei gewesen sein. Was auch immer sich damals zugetragen hatte, der schöne Spruch „Bernauisch Bier und heißer Brei macht die Mark hussitenfrei“ hält sich bis heute.